



# Feierabend



## Gind wir an unserem Schicksal schuld?

Von B. Morrison.

Ist man der Herr seiner Entschlüsse? Vielleicht wird die Wissenschaft einmal wirklich erklären können, warum so viele im Leben das Gegenteil dessen tun, was ihr Verstand, ihr Herz ihnen eingibt, verboht und harthörig der eigenen Ueberzeugung zum Trotz. Es ist zu einfach, dies bloß als Schwäche abzutun.

Wir waren jung und haben einander geliebt, Millie und ich. Ein besseres, lieberes Mädel als sie konnte sich kein Mann wünschen. Sie war sehr hübsch mit ihren braunen Haaren und zärtlichen braunen Augen, zart und nicht groß, aber trotz ihrer Zartheit gesund und stark und tüchtig. Ihre Mutter starb sehr früh, die Stiefmutter war so, wie man es nur in Märchenbüchern zu lesen glaubt. Millie wohnte bei ihrer verheirateten Schwester und war tagsüber Kinderfräulein. Ich war es, der das erste bißchen Glück in ihr Dasein brachte. Mit der Liebe kam auch der Traum eines eigenen Heims über sie. Ach, endlich, endlich bei sich selbst zu Hause zu sein! Und da zog ich in den Krieg.

Als ich draußen war, kam ihr Kind zur Welt, mein Kind. Sie schrieb mir liebe, treue Briefe, und ich liebte sie mit dem Kinde mehr als je, weinte vor Rührung, und hatte die feste Absicht, wie ich Urlaub bekommen konnte, heimzufahren und sie zu heiraten. Als ich bald darauf wirklich Urlaub hatte, reiste ich in glücklicher Erwartung nach Hause und lehrte bei meiner Mutter ein. Sie rüschte mir bald alle Neuigkeiten auf, die sich während meiner Abwesenheit in unserem Kreise zugetragen hatten und erzählte zum Schluß auch ganz harmlos: „Millie hat ein Kind bekommen, man hat viel darüber gesprochen, und vorige Woche ist die Kleine gestorben.“ Mutter hatte keine Ahnung, daß ich der Vater dieses armen Kindes war.

Ich eilte zu Millie. Sie sah wie ihr eigener Schatten aus, und fiel mir schluchzend in die Arme. Um mich nicht zu kränken, hatte sie mir nichts geschrieben, auch nicht, wie schlecht es ihr sonst gegangen war. Sie hatte in den letzten Monaten ihre Stelle verloren und nur als Nachstellnerin eine neue gefunden. Und das arme Kind war schon sehr schwach zur Welt gekommen und

hatte dann eine schwere Diphtheritis nicht überstehen können. Millie erzählte alles dies als eine Tatsache, ohne irgendeine Klage, aber in mir bohrte der Vorwurf, daß ich nichts getan hatte, um sie nicht darben zu lassen, und daß eigentlich ich der Mörder unseres Kindes war. Als ihre Schwester kam, sagte sie kalt und ohne Umschweife: „Sie haben Millie ins Unglück gebracht. Wann werden Sie sie heiraten? Jetzt ist sie auch schon seit Monaten ohne Stellung, mein Mann ist es müde, sie noch länger zu erhalten. Ich hatte ja die feste Absicht, Millie zu heiraten, ich hatte sie ja lieb und jetzt tat sie mir in ihrem Kummer noch dazu leid... aber Trotz stieg in mir auf, ich fühlte mich gedemütigt, mit mir in dieser Art sprechen zu lassen. Ich antwortete nichts bestimmtes und verabschiedete mich. Ich war traurig wegen Millies stillem Unglück und ich war unzufrieden über mich selbst, und war wütend über die Schwester.

Um von allen Gefühlen loszukommen, trat ich fast gedankenlos in eine Tanzhalle. Und in dieser Stunde — das Leben macht so seltsame Sprünge, oder gibt es ein Verhängnis? — traf ich die Frau, die ich nie geliebt habe, und für die ich Mitleid verriet. Jene war für meinen Geschmack zu laut, sie heidete sich für meinen Geschmack zu grell, sie benahm sich äußerst ungeniert, sie hatte alle jene Eigenschaften, die mir an einer Frau nie gefallen hatten, sie war das gerade Gegenteil meiner armen, kleinen Millie. Aber sie zeigte mir sehr deutlich, daß ich ihr gefiel und hatte sehr bald völlig Besitz von mir genommen. Ich besuchte

Millie bei Tag und traf Jane am Abend. Und Millie war in ihrer bescheidenen, anspruchslosen Art glücklich, mich wieder zu haben, und Jane begann sehr bald energisch vom Heiraten zu sprechen. Mir kam immer mehr zum Bewußtsein, daß ich ja Millie und nicht Jane liebte, die mir in keiner Hinsicht etwas bot, und der ich nichts schuldig war... und ich heiratete Jane. War es ein merkwürdiger Zufall oder sollte es eine Mahnung für mein ganzes späteres Leben sein? Millie starb an meinem Hochzeitstage. Man erzählte mir, an Tuberkulose, ich sagte mir, an gebrochenem Herzen.

Jane zeigte sich bald, wie sie war. Und wenn ich mich auch ganz zugrunde hätte schinden wollen, ich konnte ihr nie genug tun. Sie hatte auf alles Appetit, was meine Verhältnisse überstieg, sie war faul, sie kümmerte sich so wenig als möglich um das Hauswesen, sie war so lieblos gegen meine alte Mutter als nur möglich. Ich begann sie zu hassen. Ich hätte es auch getan, stünde der Schatten Millies nicht immer vor Janes Selbstsucht und Herzlosigkeit. Schließlich fand Jane einen Mann, der ihr ein reicheres Leben zu bieten imstande war, und da gab sie mir einfach den Laufpaß. Das ist das einzige Gute, wofür ich ihr zu danken habe.

Ich habe die Einsicht, daß ich eine Schuld begangen habe. Aber mich quält die Frage, ich verstehe noch heute nicht, daß ich fast wie in einer Hypnose gehandelt habe. Gibt es wirklich Menschen, die auf andere Menschen wirken können, wie die Schlange auf einen armen Vogel?

## Tropen-Schicksale.

Deutsche in Südamerika. / Der Reisende, der Buchhalter und der Plantagenbesitzer.

In Venezuela erzählte ein junger Deutscher über eine Geschäftsreise nach Kolumbien durch das Hochgebirge Venezuelas. Alles klang wunderbar abenteuerlich. Es kamen Jaguare vor, die das Auto bedrohten, Indianer und Urwälder. Ich erkundigte mich dann auch bei dem jungen Mann nach dem Zweck seiner Reise. Nun er war Geschäftsreisender und er

enthüllte mit einigem Stolz den Inhalt seines Kofferwerks. Es kamen Waren zum Vorschein, die das Herz eines Direktors des Greuelmuseums in Stuttgart höher hätte schlagen lassen können. Vorkflaschen und Gläser, die eine Ente mit Rücken darzustellen versuchten, Papierlampenschirme mit himmelschreienden japanischen Landschaften, mit Berggipfeln nicht ver-

zierte Zahnstocherbehälter, eine ganze reichhaltige Kollektion aus Bunsau, Gablenz und Umgegend.

„Das verkaufen Sie den Indianern? Deshalb die gefährliche Fahrt und Jaguare?“

„Gerade mit den Indianern kann man gute Geschäfte machen, die von der Welt ganz abgeschlossen sind. Das war in Deutschland auch so. In den Dörfern, wohin nicht mal eine Lokalbahn fährt, kann man am besten verkaufen. Solche Fahrten waren auch in Deutschland mühevoll. Und bissige Köter, die es auf einen Motorradfahrer abgesehen haben, sind im Grunde nicht weniger unangenehm wie Jaguare, die Angst vor den Menschen haben. Ueberhaupt, abenteuerlich läme mir das Leben hier in den Tropen nur vor, wenn ich in Deutschland darüber lesen würde. Hier habe ich andere Sorgen. Ich muß daran denken, wie ich meine Aufträge hereinbekomme und eine billige Unterkaufst finden kann, genau so als wäre ich in Deutschland.“

Holländisch-Guayana ist ein reiches, kaum bevölkertes Land, das einem unternehmungslustigen Geist anscheinend jede Entwicklungsmöglichkeit bietet. Wie sieht es in Wirklichkeit aus? Es gibt hier verhältnismäßig viele Deutsche, aber kaum einen, der selbständig wäre.

„Biontere, Kerle, die den Urwald urbar machen, die eine neue Welt aufbauen in einer neuen Welt, das klingt alles sehr großartig, aber wenn man näher hinsieht, was stellt sich heraus? Auch am Rande des Urwaldes, auch im Urwald selbst bleibt die nichts anderes übrig, als für einen Wochenlohn von soundso viel und bei einem Arbeitstag von 10 bis 12 Stunden dieselbe Arbeit zu verrichten wie drüben im alten Europa. Für wen? Für irgendeine Aktiengesellschaft mit unsichtbaren Hauptern, die in London, in Amsterdam, in Paris sitzen. Und nicht nur uns Deutschen ergeht es so. Betrachten Sie hier in unserer Hauptstadt die sogenannte bessere Gesellschaft. Alle die Kaufm., also die erfolgreichsten Geschäftsteute, auch sie sind nur Angestellte.“

Unsere Kolonial- und Kurzwarenläden, die manchmal so primitiv aussehen, sind trotzdem meist sehr rationell ausgebaut, mit einer Einkaufszentrale in London oder Amsterdam und mit Filialen auf den Inseln und in den Kolonialländern.“

Einen Berliner traf ich in einer neuentstandenen Stadt mitten im Urwald. Muß der da ein phantastisches Leben führen! Was macht er hier?

„Ich bin Buchhalter, Arbeitszeit von morgens sieben Uhr bis abends um sechs, eine Stunde Mittagspause, Gehalt 140 Dollar, aber die Lebenshaltungskosten sind hoch, ich verbrauche fast alles, was ich verdiene.“

Phantastisches Leben? Genau so phantastisch wie das eines Buchhalters in Berlin

Ein Rheinländer in Maracaibo, der nur noch vielen Schwierigkeiten eine Stellung auf den Delfeldern fand, erklärt seinen Wirkungskreis.

„Ich kontrolliere die Arbeitsarten, wenn sie gestempelt werden.“

„Kontrollieren bei den Indianern? Hier, wo es vor kurzem nur Urwald gab?“

„Ja natürlich, wir haben genau denselben Großbetrieb wie in Deutschland. Und auch bei 40 Grad Hitze bleibt die Hauptlösung Arbeitsdisziplin.“

Ein Kaffee-Plantagenbesitzer aus Guatemala, der mit einer schweren Malaria, noch

Sambauz fährt, gehörte zu den wenigen selbständigen Deutschen, die ich unterwegs traf.

„Auf eigenen Füßen zu stehen, das hört sich schön an und das war auch immer mein Wunsch. Aber heute ist das, wenn man nicht zu den Großgrundbesitzern gehört, die auch die Macht haben, nichts weiter als eine Illusion. Es kommt nicht mehr darauf an, wieviel man produziert, sondern wie man verkaufen kann. Die Ernte ist glänzend, aber die Kleinen gehen dabei zugrunde.“

Ein Buchdrucker, ein Leipziger, der schon seit Jahrzehnten in San Juan, auf der schönen Insel Porto Rico, lebt, seufzt melancholisch, als von der Schönheit der Insel die Rede ist.

„Ich merke nicht viel davon. Die Arbeitszeit ist zu lang und trotz all der Jahre kann ich mich an die Hitze nicht gewöhnen. Einer

meiner Brüder arbeitet auf den Delfeldern in Venezuela, ein anderer in den Raffinerien auf Trinidad. Wir bekommen genug Briefe aus Deutschland, in denen man uns um unser „interessantes“ Leben beneidet. Worin besteht das Interessante? Ich bin überzeugt, man denkt dabei nicht gerade an die Arbeit. Was aber ist das Neuartige, das wir hier erleben? Die Hitze, Tropenkrankheiten? Wir finden es gar nicht so spannend, Chiwin zu nehmen und von den Moskitos gequält zu werden. Ja, wir verdienen mehr als drüben. Der Wochenlohn eines gelernten Arbeiters schwankt zwischen 25 und 60 Dollar, aber die untere Grenze ist die häufigere. Dagegen sind die Lebenshaltungskosten entsprechend höher als in Europa. Kampf ums Dasein ist auch hier der Wahlspruch.“

Maria Leitner.

## Eine Brieftasche gefunden.

Von Kurt Rudolf Neubert.

An der Brücke fand ich eine Brieftasche. Ich hob sie auf und untersuchte sie unter einer Laterne nach einer Adresse. In der Brieftasche befanden sich zwei Zahlungsbefehle, eine Stempellarte, auf den Namen des Arbeiters Paul W. . . . ausgestellt und diese Blätter, die ich zu Hause studierte. Ich benachrichtigte dann die Behörde, da ich an einen Selbstmord des Arbeiters Paul W. . . . glauben mußte. Einige Tage später aber konnte die Tasche dem Berliner zugestellt werden. Er hatte sich besonnen . . .

„Ob es besser wird? Es wird immer schlimmer. Wenn ich abends mit Anna darüber spreche, will sie es nicht wahr haben. Ob sie es manchmal bereut, daß sie mich geheiratet hat? Könnte man das voraussehen? Und wenn man daran dachte, hat man die gefunden Arme gerecht und gelacht: „Ach was, wir werden schon wieder Arbeit finden. Und man verhungert nicht so leicht.“

Und dauert es doch länger. Zu lange.

Man wird verrückt: die Abzahlungen von früher, die Neuanschaffungen, die Miete, die Schuhsohlen. Anna braucht einen Wintermantel, sie sagt ja nichts, aber ich sehe es doch. Ich sehe noch mehr: Annas blasse Wangen, meine durchgeschneerten Hosen, mein ungeschnittenes Haar.

Ich mache die Augen zu und böse stundenlang am Tisch.

Anna kocht Suppenwürfel.

Wir können gar nicht mehr miteinander reden. Einer schleicht um den anderen herum, als hätte er Angst, ihn zu nahe zu kommen. Morgens wacht man schwer auf. Der Magen knurrt. Der Schädel brennt. Anna kocht Kaffee. Brot gibt es auch noch.

Ich gehe stempeln, Arbeit suchen.

Anna geht stempeln, Arbeit suchen

Wie lange noch?

Heute war der Hauswirt wieder da. Persönlich. Ich hätte ihn am liebsten die Treppe runtergeworfen, aber ich hab ihn doch um Geduld bitten müssen. Wie ich den Mietrückstand bezahlen soll, das weiß ich auch nicht.

Endlich! Anna hat etwas gefunden. Aufwartung bei einem Fleischermeister.

Endlich wird es besser. Ich sege jetzt im Stadipark und kriege gegen dreißig Mark die

Woche. Schwein muß der Mensch haben. Heute abend essen wir warme Wurst mit Sauerkraut.

Miete bezahlt. Aber Zahlungsbefehl wegen Möbelrate bekommen. Durch Annas Mantel pfeift der Wind. Es ist doch nicht so leicht.

Im Park macht mir die Arbeit einige Freude. Aber wie lange wird es dauern? Wir sind eine Kolonne von elf Erwerbslosen. Morgen kommt das große Mittelkrondell ran.

Anna kam heute mit einer verdammten Keule nach Hause. Der Alte, bei dem sie die paar Groschen verdient, beschäftigt sie. Was denkt sich der Kerl? Wenn es nicht anders wird, muß Anna wieder zu Hause bleiben.

Heute haben sie uns das Sofa aus der Stube geholt. Am Spiegel klebt der Ruck. Ich sege noch immer im Park.

Nun ist auch das vorüber. Ich bin wieder zu Hause. Aber Anna bringt abends wenigstens Wurst mit aus dem Geschäft, sie sagt, die Frau würde es ihr zusteken, ich frage nicht mehr, ich habe Hunger. Manchmal bleibt mir doch der Bissen im Munde stecken. Ich sehe Anna an und denke: Sie hat etwas! Sie steht verweint aus.

Die Zeitungen sind voll von Berichten über Lohnabbau. Sollen sie. Die Arbeitslosenziffer steigt.

Ich laufe herum. Kenne Türen ein. Ich predige: Ich kann das und das. Habe das und das gelernt. Hier sind meine Zeugnisse. Alles in Ordnung. Ich bin ein Mensch wie du, wie ihr, aber sie zucken die Schultern: Arbeit? Es ist zum Aufhängen.

Vormittags hatten sie uns den Kleiderschrank weggeholt.

Abends kam mein Freund Franz zufällig, als wir beim Abendbrot saßen. Anna hatte wieder Wurst mitgebracht. Franz sah hin und sagte: „Na, Rot ist das gerade nicht!“ Anna wurde blutrot.

Ich hatte keinen Hunger mehr. Ich hatte plötzlich einen schauderhaften Gedanken. Ob mein Gesicht danach ausah? Anna erhob sich, ging ins Schlafzimmer und begann hinter abgeriegelter Tür zu weinen . . .

Ich bin nicht zu Anna ins Zimmer gegangen. Ich habe nur an der Tür gestanden und ihr Weinen gehört, am Regal hing noch ihr

alter Mantel, ich dachte: „Anna braucht doch einen neuen!“

Dann ging ich mit Franz weg, in eine Kneipe, wir tranken ein paar Mollen. Franz fing von der Politik an. Ich sagte zu allem ja, meine Gedanken waren bei Anna.

Ich trank dann noch mehr Bier. Mir war, ich müßte heute abend alles heruntertrinken, und ich wußte auch, daß ich nicht mehr nach Hause gehen würde.

Mein letzter Gedanke gilt Anna. Und sie soll diese Zeilen lesen.

Ich hoffe, sie wird es leichter haben — ohne mich.

### Mein Paradies in Afrika.

Von Julius Deggelmann.

Auf steilem Uferhange hatte ich mitten im Urwalde eine neue Hütte errichtet aus Palmblättern, die mich für das nächste halbe Jahr beherbergen sollte. Herrlich lag meine Burg da. Ich war Schlossherr, Jar und Zimmermann, alles allein. — Meine Freunde waren achtzehn Hennen, zwei Hähne, vier Enten, ein Kater, ein Affe (Meertabe) und mein ältester Begleiter, der Hund Stroch.

Der Affe führte das Regiment, war überall voran und leistete sich auch allerlei Schabernack. Gefressen hatte die ganze Garde aus derselben Schüssel in paradiesischer Einigkeit. Natürlich ging es nicht ohne Redereien und kleine Kämpfe her. Der Affe ohrfeigte den Hund, zog den Kater, die Enten und Hühner am Schwanz, nahm den besten Bissen weg, und jupp, auf das Dach. zog ein Adler hoch oben am Himmelkreise, so war es aber auch der Affe, der alle seine Hausgenossen durch einen schrillen Pfiff warnte, und im Nu war alles in Deckung.

Wenn ich gegenüber meinem Hause aus dem Walde kam und der Affe eräugte mich, so pffif er seinen Gruß durch die Tropenluft, sprang an den Fluß, trank, auf seinem Baumstamm sitzend, eine Handvoll Wasser und erwartete mich, um mich an der Hand führend in mein Heim zu geleiten. Ging ich frühmorgens fort, gab ich ihm einige Bananen, die legte er als Reserve auf das Dach für später. Großes Interesse hatte er in der Zeit meiner Abwesenheit für Hautkreme, mit der er sich den Bauch einrieb, oder für Butter, die er zu demselben Zweck verwandte, während er die Talskerzen an die Sonne legte.

Daß aber der Affe und mein Hund Stroch auch zusammenarbeiten konnten, haben sie beide in einer Nacht bewiesen. Hinter meinem Hause hatte sich mein schwarzer Koch einen kleinen Kraal angelegt aus Knüppeln, darin er nachts seine Ziege einsperrte. Ich hatte ihn wiederholt gewarnt, daß das einmal zu einem Blutbad zuungunsten der Ziege führen würde. Er aber meinte getrost: „Herr, du hast ja gute Gewehre.“ Meine Tür war nachts immer offen, Hund und Affe hatten Zutritt zu mir. Es war kurz nach Mitternacht, da kam der Hund und schnupperte an meiner Hand. Gleich darauf legte der Affe seine kalten Hände auf mein Gesicht. Ich öffnete die Augen; es muß doch was los sein. — Gleich darauf ruft der Nachtwächter: „Herr, eine ganz große Schlange!“ Ich sah, das Gewehr mit grobem Schrot geladen, zur Vorsicht den dritten Lauf mit einer Bleikugel, und langsam gehts ums Haus herum. Stroch voraus, sichernd, der Affe immer brav mit, aber jagender als der Hund. Da windet sich zwischen den Knüppeln eine Schlängellänge von mehreren Metern, die nicht herauskommen kann. „Aha,“ dachte ich, und rufe dem Koch zu, seine Ziege sei vom

Teufel geholt. Er kommt jammernd heraus und sieht die Beisehung. Es ist nicht hell genug. Ich kann den Kopf der Schlange nicht gut sehen, möchte aber die Haut schonen, ziehe mit dem Kugellaut, und krach: der Schuß traf kurz hinter dem Kopfsatz, der Sand peitscht in die Luft, bald ist das Leben weg.

Es ist ein Uhr nachts. Ich will schlafen. Die Kegerjungen balgen die Schlange ab. Ein Kochen und Braten beginnt. Morgens um sechs Uhr ist nichts mehr von Schlange und Ziege da, alles gegessen und gefressen. Ich aber trockne am Morgen eine schöne Schlängenhaut, die mir leider später Wanderreisen bei einem Ueberfall verschriten.

Stroch und der Affe waren noch am andern Tage stolz und wichen nicht von meiner Seite

### König Salomo und die Ameisen.

Von Max Havel.

Der König Salomo hat bekanntlich einen gewissen unsterblichen Typ des Menschen coprostrophiert und gesagt: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, und lerne von ihr!“ Er scheint die Ameisen des öfteren beobachtet zu haben, der König Salomo, obgleich ein wirklich fleißiger Mann sonst im allgemeinen kaum die Zeit findet, den Ameisen zuzusehen. Aber der König Salomo war ein König. Das erklärt manches. Könige haben immer Zeit gehabt. Heutzutage geht kein Mensch mehr zur Ameise, weder ein Fauler noch ein Fleißiger. Heute wartet jeder, bis die Ameise zu ihm kommt. Und dann läßt er sie vertilgen. Es gibt eine ganze Menge Ameisenvertilgungsmittel.

Aber damals, als der König Salomo König war, kam einmal der König der Ameisen zu ihm und beklagte sich bitter. Er beklagte sich über den Elefanten.

„Dieser Elefant,“ jagte er, „dieser Elefant, durchlauchtigster König, zertritt mit seinen plumpen Füßen jeden Tag ein paar Tausende meiner Untertanen. Das kann ich mir auf die Dauer nicht gefallen lassen, sonst werde ich bald nur noch ein Hopter und eine Krone, aber keine Untertanen mehr haben. Du begreiffst das, durchlauchtigster König. Deshalb bitte ich dich, dem Elefanten gefälligst zu verbieten, daß er weiterhin mein Gebiet beehrt, denn sonst müßten wir dem Himmel selbst Vermunft beibringen.“

Der König Salomo lächelte etwas geringschänig über das selbstbewußte Auftreten des Ameisenkönigs und sagte ihm nicht ohne Ironie: „Mein Lieber, was ich gegen den Elefanten tun kann, ist so viel wie nichts. Jedes Tier hat seine Lebensgewohnheiten. Ein Elefant ist ein Elefant und keine Ballettänzerin. Ich kann dem Elefanten nicht zumuten, daß er eurethalben Umwege macht. Ihr müßt euch schon selber helfen. Dazu habt ihr meine Erlaubnis. Auf Wiedersehen!“

Mehr brauchte der Ameisenkönig nicht zu hören. Er dachte sich sein Teil, verneigte sich aber vor Seiner Majestät sehr devot und ging dann zu seinen Deuten heim. Sodann berief er eine kolossale Volksversammlung ein, ein Thing, und nun wurde beschlossen, in den Weg, den der Elefant täglich hinzutappen pflegte, ein tiefes Loch zu graben. Groß genug, daß der Elefant mit einem Bein hineintappen könne.

Eine Armee von Ameisenproletariern machte sich sogleich ans Werk, und bei dem leidenschaftlichen und unermüdbaren Fleiß dieser Tiere, die über erstaunliche Grabwerkzeuge verfügen, war das Loch bis zum nächsten Morgen gebrauchsfertig. Und der Schutt war auch fortgeräumt. Schutt forträumen können die Amei-

### Ist's weit bis zum Mond?

Nicht weit, nur 380.000 Kilometer. 30 Erdkugeln aneinandergereiht schlagen eine Brücke zum Mond. Der Erdäquator mißt 40.000 Kilometer. Also dauert die Mondreise nicht länger als zehn Reisen um die Erde. Wäre er gedampft oder gefegelt geradewegs dem Monde zugefahren, so käme er in einem Menschenleben weit über den Mond hinaus.

Im Kraftwagen kämen wir in einem halben Jahre zum Mond, ohne wegen zu schnellenfahrens belängt zu werden; im Eisenbahnwagen in sechs bis sieben Monaten, auf einer Kanonenkugel in elf Tagen. Mit der Rakete — das wollen wir noch abwarten. Ein Telegramm wäre in wenigen Augenblicken droben!

sen ganz besonders gut. Jede Ameise trägt bekanntlich ein paar hundert Mal so schwere Lasten, als ihr Eigengewicht ist.

Am nächsten Morgen erschien Monsieur Elefant wieder auf seiner Promenade. Er tappete nach einer gut verschlafenen Nacht wohl- ausgeruht gemächlich dahin, nahm da und dort einen Küffel voll Sand und überschüttete damit seinen Rücken, ein Zeichen seines Wohlbehagens, aber plötzlich — bumstil! — trat er mit dem linken Fuß in das tiefe Loch, daß ihm die Ameisen gegraben hatten, und damit fand sein Morgenpaziergang eine höchst unliebsame Unterbrechung, ja, er fand damit seinen Abschluß. Denn die Ameisen, die den verhakten Schwergewichtler längst erwartet hatten, kamen nun myriadenweise im Eilschritt heran, übertruden den Elefanten und begannen, ihn bei lebendigem Leibe aufzufressen. In drei Tagen und drei Nächten war von dem Elefanten nichts mehr übrig als das Skelett.

Myriaden von Ameisen haben einen verheerenden Appetit. Myriaden von freien Ameisen sind stärker als ein gefangener Elefant, der nicht von der Stelle kann.

Der König der Ameisen, dem die Geringschätzung und Ironie des Königs Salomo bei Anlaß seiner Audienz nicht entgangen waren, machte sich nun auf den Weg zum Palast des Salomo und unterrichtete ihn von der Erledigung der Elefantfrage, soweit sie die Ameisen beunruhigt hatte. Er versprach dem König die herrlichen Elefantenzähne aus echtem Eisenbein, worin das Datum des historischen Ereignisses graviert werden sollte.

Der König staunte.

„Zapristi!“ sagte er, als er den Ameisenkönig mit Worten ehrlicher, uneingeschränkter Bewunderung entlassen hatte. „Zapristi! Wer hätte so etwas für möglich gehalten!“ Und er strich seinen berühmten Bart. „Nun, meine Weisheit verpflichtete mich, aus jedem Gehehnis etwas zu lernen. Ich will also aus dem tragischen Untergang des wackeren Elefanten lernen, daß es auch für einen Riesen gut ist, seine kleinen Feinde zu haben. Ich will daraus lernen, daß auch der Mächtige dafür sorgen soll, sich die Geringsen zu Freunden zu machen. Denn ihrer sind viele und der Mächtigen sind wenige!“

Und damit bewies der König Salomo wieder, daß er mit Recht „der Weiße“ genannt wird. Denn nur wer immerfort wieder etwas Neues dazulernt, ist in Wahrheit ein Weiser. Letzteres man für „Bosseurecherei“ gebrauchen. Beide Wörter sollen etwas Unnützes, Tölpisches, Lächerliches bezeichnen.

# Erwelterinnerungen im Traum.

Von Dr. Paul Landry.

Unsere Träume haben zum Teil bestimmte Vorgänge oder Personen zum Gegenstand, die uns einmal oder öfter im Wachen stark beschäftigt haben, zum Teil aber auch solche Ereignisse, die keine bestimmten persönlichen Ergebnisse sind, sondern Typen gewisser Vorkommnisse, wie z. B. ein plötzlicher Fall ins Bodenlose.

Wohl jeder Mensch hat — und nicht nur einmal — gerade diesen Traum gehabt, der jedesmal mit schreckhaftem Erwachen endigt. Man hat ihn, wie mir scheint, mit Glück dahin gedeutet, daß er zurückzuführen ist auf ererbte Vorstellungen aus der Zeit, da unsere Voreltern noch auf Bäumen wohnten und häufig den Schreck erleben mußten, unversehens, sei es im Schlaf oder im wachen Zustand, den Halt zu verlieren und plötzlich in die Tiefe zu stürzen. Ein wesentliches Charakteristikum dieses Traumes ist, daß wir niemals träumen, wir brächen uns dabei das Genick; der Fall wird jedesmal elastisch gebremst und wir erwachen mit dem starken Herzklopfen, das einem großen Schreck und einer plötzlichen großen Anstrengung zu folgen pflegt. Die Voreltern, auf die das wirkliche Ereignis einen so starken Eindruck gemacht hat, daß sie die Vorstellung davon sogar auf ihre Kinder vererbten, müssen sich also jedesmal noch gerettet haben, indem sie im Fall noch z. B. noch einen Ast erhaschten, den sie mit verzweifelter Anstrengung festhielten. Wer sich nicht mehr auf diese Art retten konnte, sondern den Hals brach, kam nicht mehr in die Lage, den Eindruck seiner letzten Augenblicke auf Kinder zu vererben.

Dieser Traum ist durch die Allgemeinheit seines Vorkommens sozusagen als menschlicher Rassen- oder Gattungstraum charakterisiert und er steht als solcher nicht vereinzelt da, sondern es gibt noch eine ganze Reihe anderer, ganz allgemein vorkommender Traumbilder, denen man zwanglos eine Deutung geben kann, die in verblüffender Weise unsere Anschauungen über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit bestätigt.

Bekanntlich zeigt der menschliche Embryo in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien Formen, die denen „niederer“ Tiere sehr ähnlich sind; man nimmt an, daß diese Wandlungen des Embryos ein gedrängtes Abbild des Werdeganges der ganzen Gattung darstellen. So haben wir alle, während einer gewissen Periode unseres vorgeburtlichen Lebens im Mutterleibe, Kiemenspalten gehabt, wie sie nur Wassertieren zukommen. Die Ururahnen des Menschengeschlechts haben also offenbar in angeblüh „grünen“ Vorzeiten einmal im Wasser gelebt und müssen dann eine Periode des Uebergangs durchgemacht haben, in der sie ebenbürtig im Wasser wie außerhalb desselben in Säuglingen und auf dem festen Lande existieren konnten.

Dieser jedenfalls nicht unerhebliche Mittelwechsel hat unseren Voreltern zweifellos neue Eindrücke von großer Stärke gebracht, welche ebenfalls so wie jenes Füllen in einer Reihe allgemein vorkommender Rassenträume verewigt worden sind. Daß es sich bei den dreien, von denen ich hier insbesondere sprechen will, ebenfalls um allgemein vorkommende, also typische Traumerlebnisse handelt, habe ich durch Anfragen bei verschiedenen Personen festgestellt, und der Leser wird es wohl in eigenen Erfahrungen bestätigt finden.

Wir träumen erstens manchmal, daß wir in irgendeiner Gefahr schreien, um Hilfe rufen zu wollen, aber trotz aller Anstrengung nur einen

fast ersticken oder gar keinen Laut hervorbringen können, ohne daß für dieses Unvermögen ein Grund ersichtlich wäre. Zweitens, daß wir mit irgendeinem Gegner kämpfen, aus Leibeskraften auf ihn loszuschlagen; die Schläge (mit der Faust und dergleichen) treffen zwar, bleiben aber ohne die erwartete und gewollte Wirkung, da der getroffene Gegenstand wie gepolstert zu sein scheint. Drittens träumen wir, daß wir fliegen.

Die beiden ersten Traumtypen deuten ganz offensichtlich auf Erlebnisse hin, die auf einen amphibischen Anfänger großen Eindruck haben machen müssen:

Unsere vierbeinigen Vorfahren hatten schon Gewohnheiten eines in der Luft lebenden Landwesens angenommen, wie Schreien in Gefahr und Schlagen bei Kämpfen. Ob das sie umgebende Medium Wasser oder Luft war, mußte ihnen, da sie ja in beiden Medien gleich gut und gleich häufig existieren konnten, belanglos erscheinen und daher unbemerkt bleiben; die Erfahrung, daß gewisse Umgangsformen sich nur für Luft, andere nur für Wasser eignen, war noch nicht so gründlich gemacht, daß nicht das Ausbleiben einer Wirkung, die im andern Medium stets eintrat, Staunen, ja Entsetzen hervorrufen mußte, und dadurch wurden solche Mißverständnisse zu Erlebnissen, die einen tiefen Eindruck machten, um so mehr, als die Ursache dem Erlebenden zunächst unerfindlich war. Dem Wassertier (Fisch) erscheint das umgebende Wasser sicherlich ebenso als ein Nichts, wie dem naiven Menschen die Luft; es hat ja auch lange gedauert, bis der Mensch erkannte, daß die Luft etwas sehr Körperliches ist.

Unter Wasser können wir nicht schreien und wenn wir z. B. in der Badewanne versuchen, uns mit der Hand auf den Schenkel zu schlagen, so werden wir dieselbe Dämpfung des Schalles finden, wie wir sie in befangenem Traume erleben müssen.

Das Traum-Erleben des Fliegers deutet ebenfalls ganz zweifellos auf Erinnerungsbilder hin aus der Zeit, da unsere Voreltern noch Wassertiere, etwa wie Salamander oder Frösche, waren. Man sagt gewöhnlich, „der Fisch schwimmt“. Man müßte sagen: „Er fliegt im Wasser“; denn Schwimmen ist eigentlich, sich an der Grenze zweier Medien halten, von denen das eine (Wasser) schwerer ist als das andere (Luft). Die Wassertiere, die sich frei im Wasser — also völlig von diesem umgeben — bewegen, tun dies in derselben Art wie die Vögel in der Luft; sie sind ebenso wie diese im allgemeinen schwerer als das sie umgebende Medium und halten sich nur durch ihre Bewegungen schwebend, aber der Unterschied der spezifischen Gewichte (Wassertier gegen Wasser und Vögel gegen Luft) ist bei den Wassertieren geringer. Das hat zur Folge, daß diese, soweit sie nicht, wie die Fische, ihr spezifisches Gewicht durch eine Schwimmblase verringern können, langsam und faul gedämpft zu Boden sinken und nicht etwa, wenn sie mit den Schwimm- (bzw. Flug-) bewegungen aufhören, plötzlich in die Tiefe stürzen.

Wenn wir im Traum „fliegen“, so finden wir alle die Momente, die für das Schweben im Wasser charakteristisch sind: Es fehlt jedes Gefühl von Angst vor einem Absturz, wie wir es haben müßten, wenn unsere Vorfahren statt im Wasser in der Luft geflogen wären; wenn wir mit den erforderlichen Bewegungen aufhören, so sinken wir ohne schmerzlichen Anprall zu Boden usw. Ganz besonders charakteristisch aber ist die Art unserer im Traum

ausgeführten Bewegungen: Wir arbeiten nicht wie die Vögel mit den vorderen Extremitäten, sondern wie ein schwimmender Frosch; wir ziehen die Beine an und stoßen uns mit beiden gleichzeitig ab; die Geschwindigkeit, mit der wir durch die Landschaft schweben, ist niemals groß, wie sie etwa bei einem Luftflieger (Vogel) sein müßte, sondern kommt etwa der gleich, die man im Wasser erreichen könnte.

Diese Traumerinnerungen weisen in Zeiten zurück, die noch um Jahrmillionen vor jenen liegen dürften, in denen unsere Vorfahren durch Stürze von Bäumen erschreckt wurden. Es wäre sicher interessant, nachzuforschen, ob sich nicht noch andere typische Träume finden lassen, die mit Tatsachen unserer Entwicklungsgeschichte im Einklang stehen.

## Was mancher nicht weiß.

Die größte Armbanduhr der Welt wurde kürzlich von einer schweizerischen Uhrenfabrik fertiggestellt. Das Zifferblatt hat einen Durchmesser von 27 Zentimetern, die ganze Uhr wiegt über acht Kilo. Natürlich kann ein solches Ungetüm nicht am Arm getragen werden: sie ist auch lediglich ein Schaustück und für den Uhrenpavillon der Kolonialausstellung in Paris bestimmt. Später soll sie auch auf anderen Ausstellungen gezeigt werden.

Das amerikanische Riesenluftschiff, das sich im Bau befindet und das die Zeppeline an Größe wesentlich übertrifft, soll, wird außer den gewöhnlichen Kajüten, Salons und Küchen Platz für ein großes Promenadendeck und Speisefäle haben. Das Luftschiff soll den regelmäßigen Verkehr über den Stillen Ozean und Atlantischen Ozean aufnehmen.

Der größte Aal, der je in Europa gefangen wurde, ist kürzlich in Aberdeen an Land gebracht worden. Er wog vierundzwanzig Pfund. Man nimmt an, daß dieser Aal ursprünglich kein Bewohner der europäischen Gewässer war, sondern wahrscheinlich aus dem Indischen Ozean kommt. Bei den Südseeinseln sind Aale von solcher Größe keine Seltenheit. Daß Aale dreijährige Wanderungen machen, ist durch Forschungen festgestellt.

## — Heiteres. —

Die wahre Kameradschaftliche. Marion: „Ich war gestern zum Abendessen mit Deinem Mann im Tschertel.“ — Mabel: „Aber laß bitte Maud nichts davon erfahren — sie ist so fürchtbar eifersüchtig und macht ihm sonst eine Szene!“

So ist das Leben. „Du machst ja ein ganz bedäppertes Gesicht.“ — „Ja, Bissy hat gestern mit mir gebrochen.“ — „Was du nicht sagst! Mit mir nämlich auch!“

Der saundumme Seppel. Der kleine Seppel hat — wie man so zu sagen pflegt, — einen mit dem Topflappen aufs Hirn bekommen. Eines Tages, nach gründlicher Verpackung eines schlichten Auftrages, sagt der Onkel Pfarrer mißmutig: „Du bist ja so saundumm, Seppel — was soll nur einmal aus dir werden?“ — „A Pfarrer!“ piepst der kleine Seppel in unbekümmertester Gelassenheit. Der geistliche Herr runzelt die Stirn und erwidert sarkastisch: „Warum nicht gleich Papst?“ — „Später!“ sagt der kleine Seppel.

Entweder — oder. „Heut mach' ich der schenen Emma eene Liebeserklärung. Sagt dei Mägen ja, dann küß' ich ihren süßen Rosenmund, un sagt se nee, dann küß' ich ihr eens in de Presse.“